

Die Göttin des Glücks.

Roman von Reinhold Ortmann.

(11. Fortsetzung.)

„Ich denke, seine Aufregung und der Schmerz über den bevorstehenden Verlust entschuldigen ihn hinlänglich. Du hast ihm die schlimmste Neugierigkeit ja nicht eben schonend beigebracht, liebe Hanna.“

„Ist er denn ein schwachmerviges Weib, daß ich darauf hätte bedacht sein müssen? Und du siehst ja, der Schreck hat ihn nicht umgebracht. — Hast du dich in der Bedeutung seiner Angelegenheit mit ihm verständigt?“

„Er hat mir unbeschränkte Vollmacht gegeben, nach meinem Ermessen zu handeln. Und da habe ich auch etwas für dich, Hanna! Dies Telegramm ist vor einer halben Stunde bei mir eingelaufen.“

„Sie nahm hastig das Blatt aus seiner Hand und las: „Ich bitte, mich morgen Vormittag zu persönlicher Auseinandersetzung in Ihrem Bureau zu erwarten. Bedienung.“

„Ihre Lippen waren fest zusammengepreßt, und ihre feinen Nasenflügel bebten, als sie ihm die Depesche zurücksand.“

„Nun?“ fragte er. „Bist du gar nicht überaus glücklich? Dies beweist doch eigentlich eine viel größere Bereitwilligkeit zur gütlichen Verständigung, als wir es erwarten konnten.“

„Ja,“ erwiderte sie. „Und nun wird alles von Deiner Klugheit und Geschicklichkeit abhängen, Bernhardt! Du mußt Deine ganze Diplomatie aufbieten, um einen Sieg zu erringen, ohne daß es dazu eines langwierigen Prozesses bedürfte.“

„Ob mir das gelingt, hängt wohl zumeist von der Persönlichkeit dieses Herrn Regierungs-Affessors ab. Ich gestehe, daß ich selbst einigermassen gespannt bin auf den Verlauf unserer Unterredung.“

„Wissen die Restorps von dem Telegramm?“

„Ich hielt es für meine Pflicht, sie unverzüglich davon in Kenntniß zu setzen.“

„Ah, das hättest Du nicht thun sollen.“

„Und weshalb nicht, Hanna?“

„Weil das unbegriffliche Benehmen Deiner Braut Dich hätte zur Vorsicht mahnen sollen. Sie stellt sich ja wahrhaftig noch immer, als hätte sie die Auffindung des Briefes für das größte Unglück, das ihr und ihrer Angehörigen hätte widerfahren können.“

„Ueber das Gesicht des Rechtsanwalts legte es sich wie ein Schattchen.“

„So sagt ihr Vater. Denn Inge selbst ist ja seit dieser Wendung der Dinge für dich wie für mich so gut wie unsichtbar geworden. Oder hast Du sie vielleicht heute gesprochen?“

„Nein. Aber ich traf Herrn von Restorp, als ich zu Professor Herbold ging. Und er vertraute mir, daß er sich schon so früh vom Hause fortgemacht habe, weil ihm die Zimmermännchen seiner Kranken Frau und Inge's fortwährendes Benehmen nachgerade unerträglich geworden seien.“

„So sprach er gestern Abend auch zu mir. Er sagte, es läme überhaupt kaum noch ein Wort über Inge's Rippen, und sie ginge mit entzündeten Augen umher, wie wenn sie ganze Nächte durchweinet hätte. Selbst damals, als sie unter Zurücklassung ihrer ganzen Habe von Aljiv fortgemacht hatten, sei sie nicht halb so bekümmert und niedergedrückt gewesen wie jetzt. Hast Du dafür eine Erklärung, Hanna?“

„Keine andere, als daß sie ein schwaches, nervöses Geschöpf ist — eine von jenen Dufbernaturen, für die es nichts Entschuldigendes gibt als die Vorstellung eines Kampfes. Jetzt, da sie sieht, daß es Ernst werden soll mit dem Streit um Dietrich von Restorps Erb, stellen sich ihrem Geiste natürlich nur alle schlimmen Möglichkeiten dar, die aus diesem Streite entstehen könnten. Und sie würde es vorziehen, in Armut und Dunkelheit weiter zu leben, als sich diesen vermeintlichen Gefahren auszuliefern.“

„Bernhardt schüttelte den Kopf, als wolle ihm diese Erklärung nicht einleuchten, und nachdem er ein paar Sekunden lang stumm vor sich hin geblickt hatte, sagte er zögernd: „Wißt Du mir eine offene Frage ebenso offen beantworten, liebe Hanna?“

„Wenn ich dazu im Stande bin, gemiß!“

„Raum vierundzwanzig Stunden, nachdem ich ihn von der Auffindung des Briefes in Kenntniß gesetzt hatte, brachte mich Herr von Restorp — seiner Berücksichtigung nach ganz aus eigenem Antrieb — ein Schriftstück, in welchem er sich für den Fall eines glücklichen Ausganges des Prozesses verpflichtete, seiner Tochter eine Mitgift von dreihunderttausend Mark zu geben. Wußtest Du etwas von diesem Dokument, Hanna?“

„Ja. Er hat es auf meine Veranlassung angefertigt.“

„Auf der Stirn des jungen Rechtsanwalts zeigte sich eine tiefe Falte.“

„Ich ahnte es. Und ich will Dir glauben, daß Du es gut gemeint hast. Aber es war ein schlechter Dienst, den Du mir damit geleistet, und Du hättest es für wahr nicht thun dürfen, ohne Dich zuvor meiner Einwilligung zu versichern.“

„Die mir natürlich verweigert worden wäre! Gerade weil ich Deinen unpraktischen Sinn und Dein zuweilen übermäßig angelegentliches Fortgefühl kannte, habe ich mich veranlassen lassen, in diesem Falle ohne Deine Zustimmung zu handeln. Unzuverlässigen Leuten vom Schlage des Herrn von Restorp gegenüber kann man garnicht vorsichtig genug zu Werke gehen.“

„Und kam es Dir nicht in den Sinn, daß Du mich durch Deine übergrößtliche Vorsicht um etwas viel Besseres und Köstlicheres bringen könntest, als es mir diese zweifelhaften Hunderttausende sind — um die Liebe und das Vertrauen meiner Braut? Wenn Inge von diesem Dokument Kenntniß erhalten hat, und von Deinem Antheil an seiner Entscheidung, so brauche ich wahrhaftig nicht lange nach einer Erklärung ihres Benehmens zu suchen. Sie muß notwendig den höchsten Verdacht gegen mich hegen, und ich habe kein Mittel, sie von der Grundlosigkeit zu überzeugen.“

„Mit einem ungeduligen Juden der Schulstern wandte sich Hanna zum Gehen.“

„Ich war darauf gefaßt, daß ich ihren Augenblick wenig Dank ernten würde, und darum hätte ich Dir mein Verdienst an der Sache verschwiegen, wenn Du mich nicht geradezu darum befragt hättest. An dem Tage, da Du die dreihunderttausend Mark in Empfang nimmst, wirst Du wahrcheinlich anders darüber denken.“

„Sie verließ das Bureau, um in ihr Schlafzimmer hinter zu gehen, wo sie sich nach den Sitzungen bei Professor Herbold umgulleiden pflegte. Aber während sie die Kanzlei passierte, trat sie an den ersten Schreiber heran und flüsterte ihm zu: „Wenn sich morgen der Regierungs-Affessor Hubert Bedeking bei meinem Bruder melden läßt, müssen Sie mich unverzüglich davon in Kenntniß setzen. Werden Sie das nicht vergessen?“

„Gewiß nicht, gnädiges Fräulein“, erwiderte der Bureauvorsteher, der eine glühende Liebe für Hanna im Herzen hegte. Sie nickte ihm mit einem freundlichen Lächeln dankbar zu, und noch lange hatte der Jüngling sie verzielt auf die nächstern, braungefärbten Thür, hinter der sie seinen Blicken verschwunden war.

11. Kapitel.

Bis zum Einbruch der Dämmerung war keine Veränderung in dem Betäubungszustande eingetreten, in welchem sich Clemens Herbold dank der dem Arzt angewandten Beruhigungsmittel seit dem Nachlassen des heftigen Anfalls befand. Man hatte ihn in sein Schlafzimmer zurückgebracht, und wie sein von dem langen grauen Haar umrahmtes Gesicht da mit geschlossenen Augen blutlos und verfallen in dem weichen Kissen ruhte, hätte es fast schon dem Anblick eines Toten. Aber er atmete noch und von Zeit zu Zeit war ein leichtes Zucken seiner Lider wahrnehmbar, wie wenn er dem Erwachen nahe sei.

Mit in den Schooß gefalteten Händen lag Erita am Kopfende des Bettes. Seit Stunden schon verlorste sie stumm und regungslos in dieser Stellung, die ihr gekatete, jede Bewegung des Kranken und jede Veränderung in seinen Zügen zu beobachten. Rein Wort war in dieser ganzen Zeit zwischen ihr und Harro gewechselt worden, der — durch die ganze Breite des Zimmers von ihr getrennt — auf einem Stuhl am Fenster Platz genommen hatte. Vielleicht fürchtete sie, daß durch den kleinsten Laut die Ruhe des Leidenden gestört werden könnte; aber vielleicht auch wußten sie einander nach dem, was bei Harros Heimkehr zwischen ihnen gesprochen worden war, nichts mehr zu sagen.

Da plötzlich wandte Clemens Herbold den Kopf zur Seite und sah mit weit offenen klaren Augen in das folgende über ihn herabgelenkte Antlitz seiner Tochter.

„Meine liebe Erita!“ flüsterte er, und ein ergreifender Klang wehmüthiger Zärtlichkeit war in seiner Stimme. Dann, indem er liebevoll die kleine, weiche Hand streichelte, die sich in die feinnige gestohlen, fügte er hinzu: „Sie ist fort — nicht wahr? Und Inge verdedt sie auch nicht mehr zu mir lassen?“

„Was meinst Du, lieber Vater?“ — „Wahrscheinlich Fräulein Sphandor?“ — Clemens Herbold nickte.

„Ich darf sie nicht mehr sehen — hörst Du?“ — „Ich darf nicht und ich will nicht. Du mußt mir versprechen, sie fern zu halten. Es wäre besser gewesen, ich hätte sie nie gesehen.“

„Es wird niemand zu Dir gelassen werden, lieber Vater, ehe Du nicht unmöglich. Einen solchen Gedanken hast Du nie gehabt.“

„Sagte ich Dir nicht, daß sie einen Narren aus mir gemacht hat, die gefährliche Zauberin? Ihre Augen, ihre Stimme, ihr Lachen — alles war Teufelsablenkung und Teufelskunst. Bei ihrem Lachen vergaß ich, daß ich ein Greis war und ein Sterbender obendrein. Wenn ich ihre Augen sehen konnte, fühlte ich mich jung und stark genug, um das Glück zu erhaschen und zu halten — das Glück, das ihre Hüfte hatte und ihre göttliche Gestalt. Ich sah den Tod nicht, der hinter ihr schon seine Knochenarme nach mir ausstreckte. Ich glaubte an das lange, schaffensfrohe, ruhmvolle Leben, das ihre süße, schmelzende Rede mir verhieß. Und ich glaubte ihr auch, daß ich meinen Ruhm mit keinem Theilen dürfte — nicht einmal mit Dir.“

„Er sagte das alles mit einer matten tonlosen Stimme, die einen erschütternden Gegensatz bildete zu dem Inhalt seiner Worte. Aber das Sprechen schien ihm weniger Anstrengung zu kosten als sonst, denn seine Athemzüge waren ruhig und kaum bemerklich. Und darum konnte er für einen Augenblick vergessen, daß es ein Sterbender war, an dem er sprach.“

„Das hat sie nicht gesagt“, widersprach er. „Es ist undenkbar, daß sie etwas derartiges gesagt habe.“

„Ach, was kümmert es uns jetzt, ob sie es gesagt hat oder nicht! Jetzt ist ja der Zauber gebrochen, und das Phantom ist in nichts zerfallen. Du aber weißt nun, warum ich den Hammer auf Dein Weib geschwungen habe, und nun bitte ich Dich noch einmal, Harro: Vergiebt mir, was ich gethan!“

Seine schwache, zitternde Hand suchte die des Schülers; Harro aber beugte sich über sie herab, um sie zärtlich und ehrfurchtvolll zu küssen.

„Ich danke Dir, mein Junge! — Und nun das andere. Wenn ich jetzt sterbe, bleibt meine arme Erita ganz allein und verlassen in der Welt zurück.“

„Du wirst noch nicht sterben, Meister“, fiel Harro ein. „Der Anfall ist ja glücklich vorbeigezogen, und Du darfst Dich nicht mit so schwarzen Gedanken von neuem aufregen.“

„Ich rege mich nicht auf. Aber Du darfst mich nicht so oft unterbrechen, mein Sohn! Ich möchte es vom Herzen haben, ehe sie zurückkehrt. Wenn ich todt bin, hat sie auf Erden keinen Menschen als Dich, Harro! Willst Du mir versprechen, sie liebevoll und treu durch's Leben zu geleiten?“

„Bei allem, was mir heilig und theuer ist — ja, ich verspreche es.“

„Clemens Herbold nickte beifriedig. „Ich habe mir's niemals anders vorstellen können, als daß ihr beide den Weg gemeinsam machen würdet. Und keinem hätte ich es auch so freudig anvertraut als Dir. Nun werde ich ja den Tag Eurer Hochzeit mit Euch erleben. Aber es ist mir doch ein Trost, daß ich ihre Zukunft in Deinen starken und treuen Händen weiß, Harro! Sie ist das Glück der Welt.“

Hätte ihn nicht die Dunkelheit verdrängt, das Gesicht des jungen Künstlers zu sehen, so wäre ihm sicherlich der Ausdruck des Schredens und der Bestürzung nicht entgangen, mit denen seine Worte Harro erfüllt hatten. Daß es so gemeint sein könnte, und daß Clemens Herbold seinem Gebühre solche Deutung zu geben vermöchte, daran, bei Gott, hatte er nicht gedacht. Es war ihm zu Muth, als hätte sich plötzlich eine furchtbare Last auf ihn herabgewälzt — als würde sein Herz mit eisernen Klammern zusammengepreßt. Er suchte nach einem Wort, das den Kranken schonend über seinen Irrthum aufklären sollte; aber er fand nicht den Muth, es zu sprechen. Und während er noch mit sich selbst rang und kämpfte, wurde seine Thür geöffnet, und mit der Lichtgluth fluthete in das Gemach. Eritas hohe dunkle Gestalt stand auf der Schwelle, die durch einen grünen Seidenfächer abgedämpfte Lampe in der einen und den silbernen Teller mit dem Limonadenglas in der anderen Hand. Sie war bleich wie eine schöne Marmorstatue und die großen braunen Augen, die mit angstvollem Blick den Vater suchten, leuchteten mit fast überirdischem Glanz aus dem farblosen Antlitz. Der Druck, den Harro auf seiner Brust spürte, wurde noch schmerzlicher und beklemmender. Er war sich keines Unrechts bewußt, und doch hatte er die Empfindung, daß eine schmerzliche Schuld auf ihm lastete. Er wollte auf Erita zugehen, um ihr die Lampe abzunehmen; aber es war, als hielten unsichtbare Hände ihn auf seinem Plaz fest, und er schob vielmehr mit einer fast unwillkürlichen Bewegung seinen Stuhl noch um ein geringes zurück, damit der Lichtschein sein Gesicht nicht erreichte.

„Wie fühlst Du dich, lieber Vater?“ fragte sie, ihren Jammer und ihre namenlose Seelenangst tapfer verbirgend. „Darf ich Dir jetzt die Limonade reichen?“

„Ja, mein Kind! Aber Du mußt mich ein wenig aufrichten, Harro! Aus eigener Kraft — will's nicht mehr geben.“

„Erlos Lippen suchten, aber sie blieb starr und weinte nicht. Während Harro das Haupt seines greisen Vaters

hat, ihr eine Stiefmutter zu geben.“

„Meister — das — nein, das ist unmöglich. Einen solchen Gedanken hast Du nie gehabt.“

„Sagte ich Dir nicht, daß sie einen Narren aus mir gemacht hat, die gefährliche Zauberin? Ihre Augen, ihre Stimme, ihr Lachen — alles war Teufelsablenkung und Teufelskunst. Bei ihrem Lachen vergaß ich, daß ich ein Greis war und ein Sterbender obendrein. Wenn ich ihre Augen sehen konnte, fühlte ich mich jung und stark genug, um das Glück zu erhaschen und zu halten — das Glück, das ihre Hüfte hatte und ihre göttliche Gestalt. Ich sah den Tod nicht, der hinter ihr schon seine Knochenarme nach mir ausstreckte. Ich glaubte an das lange, schaffensfrohe, ruhmvolle Leben, das ihre süße, schmelzende Rede mir verhieß. Und ich glaubte ihr auch, daß ich meinen Ruhm mit keinem Theilen dürfte — nicht einmal mit Dir.“

Er sagte das alles mit einer matten tonlosen Stimme, die einen erschütternden Gegensatz bildete zu dem Inhalt seiner Worte. Aber das Sprechen schien ihm weniger Anstrengung zu kosten als sonst, denn seine Athemzüge waren ruhig und kaum bemerklich. Und darum konnte er für einen Augenblick vergessen, daß es ein Sterbender war, an dem er sprach.“

„Das hat sie nicht gesagt“, widersprach er. „Es ist undenkbar, daß sie etwas derartiges gesagt habe.“

„Ach, was kümmert es uns jetzt, ob sie es gesagt hat oder nicht! Jetzt ist ja der Zauber gebrochen, und das Phantom ist in nichts zerfallen. Du aber weißt nun, warum ich den Hammer auf Dein Weib geschwungen habe, und nun bitte ich Dich noch einmal, Harro: Vergiebt mir, was ich gethan!“

Seine schwache, zitternde Hand suchte die des Schülers; Harro aber beugte sich über sie herab, um sie zärtlich und ehrfurchtvolll zu küssen.

„Ich danke Dir, mein Junge! — Und nun das andere. Wenn ich jetzt sterbe, bleibt meine arme Erita ganz allein und verlassen in der Welt zurück.“

„Du wirst noch nicht sterben, Meister“, fiel Harro ein. „Der Anfall ist ja glücklich vorbeigezogen, und Du darfst Dich nicht mit so schwarzen Gedanken von neuem aufregen.“

„Ich rege mich nicht auf. Aber Du darfst mich nicht so oft unterbrechen, mein Sohn! Ich möchte es vom Herzen haben, ehe sie zurückkehrt. Wenn ich todt bin, hat sie auf Erden keinen Menschen als Dich, Harro! Willst Du mir versprechen, sie liebevoll und treu durch's Leben zu geleiten?“

„Bei allem, was mir heilig und theuer ist — ja, ich verspreche es.“

„Clemens Herbold nickte beifriedig. „Ich habe mir's niemals anders vorstellen können, als daß ihr beide den Weg gemeinsam machen würdet. Und keinem hätte ich es auch so freudig anvertraut als Dir. Nun werde ich ja den Tag Eurer Hochzeit mit Euch erleben. Aber es ist mir doch ein Trost, daß ich ihre Zukunft in Deinen starken und treuen Händen weiß, Harro! Sie ist das Glück der Welt.“

Hätte ihn nicht die Dunkelheit verdrängt, das Gesicht des jungen Künstlers zu sehen, so wäre ihm sicherlich der Ausdruck des Schredens und der Bestürzung nicht entgangen, mit denen seine Worte Harro erfüllt hatten. Daß es so gemeint sein könnte, und daß Clemens Herbold seinem Gebühre solche Deutung zu geben vermöchte, daran, bei Gott, hatte er nicht gedacht. Es war ihm zu Muth, als hätte sich plötzlich eine furchtbare Last auf ihn herabgewälzt — als würde sein Herz mit eisernen Klammern zusammengepreßt. Er suchte nach einem Wort, das den Kranken schonend über seinen Irrthum aufklären sollte; aber er fand nicht den Muth, es zu sprechen. Und während er noch mit sich selbst rang und kämpfte, wurde seine Thür geöffnet, und mit der Lichtgluth fluthete in das Gemach. Eritas hohe dunkle Gestalt stand auf der Schwelle, die durch einen grünen Seidenfächer abgedämpfte Lampe in der einen und den silbernen Teller mit dem Limonadenglas in der anderen Hand. Sie war bleich wie eine schöne Marmorstatue und die großen braunen Augen, die mit angstvollem Blick den Vater suchten, leuchteten mit fast überirdischem Glanz aus dem farblosen Antlitz. Der Druck, den Harro auf seiner Brust spürte, wurde noch schmerzlicher und beklemmender. Er war sich keines Unrechts bewußt, und doch hatte er die Empfindung, daß eine schmerzliche Schuld auf ihm lastete. Er wollte auf Erita zugehen, um ihr die Lampe abzunehmen; aber es war, als hielten unsichtbare Hände ihn auf seinem Plaz fest, und er schob vielmehr mit einer fast unwillkürlichen Bewegung seinen Stuhl noch um ein geringes zurück, damit der Lichtschein sein Gesicht nicht erreichte.

„Wie fühlst Du dich, lieber Vater?“ fragte sie, ihren Jammer und ihre namenlose Seelenangst tapfer verbirgend. „Darf ich Dir jetzt die Limonade reichen?“

„Ja, mein Kind! Aber Du mußt mich ein wenig aufrichten, Harro! Aus eigener Kraft — will's nicht mehr geben.“

„Erlos Lippen suchten, aber sie blieb starr und weinte nicht. Während Harro das Haupt seines greisen Vaters

vers stülzte, setzte sie ihm das Glas an den Mund und er trank ein wenig. Dann deutete er durch eine kleine Bewegung an, daß es genug sei.

„Rege mich in das Rufen zurück, mein Sohn!“ jagte er leise, mit fast schon verlöschender Stimme. Die Augen fielen ihm zu, und kaum merklich noch hoben in langen Zwischenräumen kurze, schwache Athemzüge seine Brust. Minutenlang stand Erita regungslos, das Glas noch immer festhaltend. Da erhob sich Harro und nahm es ihr sanft aus der Hand, ohne daß sie einen Versuch gemacht hätte, es zu hindern.

„Muth, liebe Erita!“ raunte er ihr zu, und sie hörte, wie welcher Anstrengung er das Schluchzen niederhielt, das ihm die Kehle schnürte. „Wir dürfen ihn das Scheiden nicht noch schwerer machen.“

Ohne ihm zu antworten und ohne ihn anzusehen, sank sie neben dem Bett in die Knie. Da schlug Clemens Herbold noch einmal die Augen auf, und sein Blick war so klar und strahlend wie nur je in seinen besten Tagen.

„Seid Ihr da, meine Kinder? Seid Ihr beide da — beide? Gieb mir Deine Hand, Harro — und Du Erita! So füge ich — Eure Hände — zusammen — für's ganze Leben — und gebe — Euch — meinen — väterlichen Segen.“

Nur wie ein schwacher, verflingender Hauch noch waren die letzten Worte über seine Lippen gekommen, aber doch deutlich vernemlich in der Todtenstille, die das Gemach erfüllte. Nun aber atmete er tief auf und zugleich glitt wie ein Schimmer der Verklärung ein glückliches Lächeln über sein Gesicht. Der Glanz in seinen Augen erlosch, und ein unheimliches Reden ging durch seine Gestalt.

„Vater! Mein geliebter Vater!“ schrie Erita in ausbrechender Verzweiflung auf. „Geh nicht von mir! Laß mich nicht hier zurück! O sprich — sprich nur noch ein einziges Wort!“

Doch Clemens Herbold hörte und sprach nichts mehr. Die Knochenhand des Todes hatte an sein Herz gegriffen und seinen Mund auf ewig verschlossen gemacht. Seine dornenvolle Künstlerlaufbahn war zu Ende. (Fortsetzung folgt.)

Begeisterung auf dem Meere.

Der sich enorm steigende Verkehr zu Wasser und zu Lande erfordert ganz besonders zuverlässige Sicherungsmittel. Auf dem Lande haben diese, in Eisenbahnhöfen z. B., schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt und werden durch neue Systeme stetig verbessert. Von einem derartig komplizierten Apparat, wie er die Schienenwege an Land sichert, kann natürlich auf dem ungeheuren Ozean keine Rede sein. Immerhin hat man auch schon hier ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Licht- und Schallsignale spielen dabei die Hauptrolle.

Die Sicherung des Seeregemes durch Leuchtfeuer ist so alt, wie das Schiffahrtstreibende Menschengeschlecht. Diese Flammzeichen sollten theils vor Klippen oder Untiefen warnen, theils dem Schiffe die Einfahrt zu verschützten Buchten anzeigen. Sie wurden an den Ufern an möglichst weithin sichtbaren Stellen angebracht, und dieses führte schließlich zum Bau von Leuchttürmen. Der berühmteste Leuchtturm des Mittelalters — eines der 7 Weltwunder der alten Welt — war derjenige auf der Insel Pharos bei der Hafeneinfahrt von Alexandria, dessen Bau im Jahre 283 v. Chr. vollendet war. Er soll die gewaltige Höhe von 500 Fuß gehabt haben und hielt sich bis ins 14. Jahrhundert hinein. Noch älter, und damit das älteste Bauwerk dieser Art, war der Koloph von Rhodos, der schon um das Jahr 670 v. Chr. durch ein Erdbeben zerstört wurde. Die Leuchttürme des Mittelalters waren höchst primitiven Art: einfache Gerüste aus Stämmen, an deren Spitze eiserne Kerbe oder Pfannen angebracht waren, in denen schmelzende Bechfeuer loderten. Einen gewaltigen Fortschritt machte die Leuchtturmkunst im 19. Jahrhundert, als man anfangs, Eisen und Stein anzuwenden. Den Engländern gebührt das Verdienst, die ersten Steinbauten dieser Art in Europa errichtet zu haben; es sind dies der berühmte Eddystone-Leuchtturm an der Südküste u. der Leuchtturm auf dem Bell-Rod an der Ostküste Englands, der 1811 vollendet wurde. Von neueren Leuchttürmen in Englands ist der Bishop-Rochford in der Nähe der Scilly-Inseln durch seine Lage eines der am meisten der See ausgesetzten Bauwerke. Die Erbauung dieser Segel ist wohl die schwerste, die europäischen Küsten aufweisen. — Auch die deutsche Ingenieurkunst hat es im Leuchtturmbau sehr weit gebracht. Unter die interessantesten Leuchttürme der Welt gehört der Roßelands-Leuchtturm vor der Mündung im offenen Meere. Ein 1881 unternommener Versuch der Erbauung mißlang, da ein furchtbarer Sturm die Anfänge zerstörte. In den Jahren 1883 bis 1885 wurde der Bau von Neuem unternommen und zu Ende geführt. Am 1. November 1885 zeigte er zuerst sein Licht. Der Thurm ist auf Eisen konstruirt und hat eine Höhe von 88 Fuß. Er unterhält ein vorzügliches elektrisches Feuer, das 17 Seemeilen weit gestrahlet werden kann. Auf dem Thurm befindet sich auch eine Te-

legraphenstation, von welcher die Meldungen der Schiffe nach dem Festlande weiter gegeben werden. Diese Telegraphenstation auf dem Roßelands-Leuchtturm ist mit dem der anderen deutschen Weiser-Leuchttürme in hervorragender Weise bei dem Schiffsnachrichtendienst betheiligt, indem sie sämmtliche bei ihnen vorbeifahrenden Schiffe dem Postamt in Bremerhaven zu melden haben, welches die weitere Verbreitung der Nachrichten besorgt. Das Licht der Leuchttürme ist sehr verschieden. Sie sind theils mit Drummondschem oder Magnesia-Licht, theils mit Argand'schen Dellampen oder elektrischem Licht und mit Spiegel- oder Linsenystem ausgerüstet und zeigen entweder ein gleichmäßiges (festes Feuer) oder nach bestimmtem Geleßen veränderliches (Dreh- oder Blinkfeuer) Licht, so daß der Schiffer ohne Weiteres verschiedene Leuchttürme unterscheiden kann.

Andere Meerwegweiser sind die Feuerkreuze, die namentlich in Strommündungen und nahe den Küsten aufgestellt sind und fest verankert sind. Sie tragen am Mast Signallaternen, die so aufgehängt sind, daß trotz aller Schwanungen des Schiffes das Signallicht immer festsitzend hängt und so seine Strahlen, stets in der gleichen Richtung entenden kann. Die Feuerkreuze sind auch mit Dampfkefeln versehen. Wegzeichen in den Strömen sind ferner die Leuchttonnen (Bojen oder Balen), schwimmende, festverankerte Tonnen, die mit komprimirtem Leuchtgas gefüllt sind, das innerhalb eines kleinen Linsengürtels brennt. Nichtleuchtende Seezeichen sind außerdem Valentonnen, Spierentonnen, Spigertonnen, Angeltonnen, Faustonnen u. a. m.

Neben dem Licht machte man sich auch den Schall als Warnungssignal dienlich, was namentlich bei unübersichtlichem Meeresumfeld von ungewohntem Nutzen ist. Hierher gehören die Heultonnen (Heulbojen), bei denen durch die Seebewegung ein gewaltiger, weithin hörbarer Ton erzeugt wird, und die Glockentonnen, deren Bewegung im Seeeg ein Lautwerth in Thätigkeit setzt. Es mußten den Seereisenden sehr eigenartig an, wenn er auf hoher See plötzlich melodisches Geläut — ähnlich dem Geluden der Alpenkühe — hörte.

Bedeutende Erfolge sind in neuerer Zeit besonders bei den Unterwasser-glockensignalen erzielt worden, die bei der Handelsmarine vom Norddeutschen Lloyd in Bremen zuerst praktisch erprobt und eingeführt wurden. Der Apparat besteht aus 2 Haupttheilen: einer untergetauchten Glocke von besonderer Form, die dazu dient, den Schall unter Wasser hervorzubringen und dem „Empfänger“, mit dessen Hilfe der von fern herkommende Schall gehört und seine Richtung bestimmt werden kann. Eine große Anzahl Feuerkreuze dieser Einrichtung versehen. Gerade die Erfindung der Unterwasserglockensignale bedeutet für die Sicherheit der Seewege einen außerordentlichen Fortschritt. Die moderne Technik arbeitet sich immer mehr auf diesem Gebiete ein und wird es schließlich dahin bringen, die Sicherheit des Weges über die Meere so zu vervollkommen, daß auch die Mächte der „höheren Gewalten“ für die Schiffahrt, so weit es in Menschenträften steht, gemindert und abgelenkt werden wird. (Der Leuchtturm.)

Tod der Wittve Gounod.

In Paris ist, wie von dort berichtet wird, Frau Charles Gounod, die Wittve des berühmten Komponisten, in hohem Alter gestorben. Sie hat ihren Mann, dem sie nicht nur eine treue Lebensgefährtin, sondern auch eine verständnisvolle Helferin bei seiner Arbeit war, um fast auf den Tag genau dreizehn Jahre überlebt. Sie entstammte selbst musikalischen Kreisen und war die Tochter des Professors am Pariser Konservatorium Zimmermann, in dessen Salon sich vor fünfzig Jahren alle Musikgroßen begegneten, so Weberber, Ruber, Rossini und Adam. Das eheliche Schicksal der Gattin des Schöpfers von „Margarete“ und „Romeo und Julia“ war nicht leicht. In Gounod steckte ein starker Zug von künstlerischer Ungebundenheit, und mit der ehelichen Treue nahm er's wenig genau. Wehe aber, wenn die Gattin gewagt hätte, ihm daraus einen Vorwurf zu machen!

Sehr charakteristisch ist in der Hinsicht folgende Anekdote. Einem schönen Tages verstand der Meister spurlos aus dem Kreise der Seinigen. Er hatte sich in eine schöne Sängerin verliebt und mit ihr eine kleine Spritztour nach England unternommen. Monate vergingen, ohne daß er ein Wort von sich hören ließ. Einem Mittags jedoch, als Madame Gounod mit ihren Kindern bei Tisch saß, öffnete sich plötzlich die Thür, der Vermisste steckte den Kopf zum Zimmer hinein, rief: „Aduud! Da bin ich!“ und nahm seinen gewohnten Platz an der Familientafel ein, gerade so, als wäre er niemals fort gewesen. Und seiner Waise es, ihn zu befragen, woher er kam der Fahrt.“

Es ist noch lange nicht alles schon einmal dagewesen. Da hat zum Beispiel neulich eine Schaufelpleterin, der Diamanten von riesigem Wert gestohlen worden waren, den Beweis der Wahrheit angetreten. So etwas ist sicherlich noch nicht dagewesen.